



Klemens Peterhoff

Sie nennen
mich einen
katholischen
Muslim Die Geschichte
einer Suche



Inhalt

Prolog

Sommer 1973: Im Wehen des Windes, oder: Was heißt Gott?	7
--	---

Erster Teil: Stationen

Auf dem Weg zum Islam	11
Sommer 2017: Der lautlose Tanz	12
Ya Ahmed	14
Sommer 1979: Der Mantel Marias	16
Der Weg in die Tariqa	37
Frühjahr 1983: Der Azan und die Schahada	47
Zwischen den Religionen	54
Sommer 2005: Der Vorschlag Mawlanas	70

Zweiter Teil: Positionen

Was ich glaube	73
Ende und Anfang	74
Offenbarung – Gott spricht mit uns	80
Was ich glaube	106
Aber wer ist Gott	123
Die Liebe	137
Mensch und Teufel	152
Das Gebet	169
Handeln heißt Beten	180
Das Awrad	183
April 1985: Der große Tanz	199

Dritter Teil: Perspektiven

Was uns verbindet.

Optionen, Aufgaben und Ziele.

Ausblick..... 211

Was mich betrifft..... 212

Im selben Boot. Was uns verbindet..... 237

Konflikte lösen und gemeinsam Handeln..... 250

Religion und Kultur 253

Im Vordergrund der Mensch 265

Glaube und Humanität 271

Blumen in Mina..... 283

Ein Dankeschön..... 287

Glossar..... 291

Literaturempfehlungen..... 301

Weiterführende Literatur..... 301

... eignet euch Wissen an,
denn Wissenserwerb ist Gottesfurcht,
das Streben danach ist Gottesanbetung,
das gemeinsame Studieren des Wissens ist Gotteslob,
es zu suchen ist Anstrengung um Gottes willen (Dschihad),
es zu vermitteln ist Almosen geben.
Das Wissen ist der Begleiter in der Einsamkeit,
der Freund in der Einkehr,
der Wegweiser in guten und schlechten Zeiten,
der Vertrauteste unter den Freunden,
der Verbündete unter den Gefährten,
der Leuchtturm auf dem Weg zum Paradies.

*Mawlana Scheich Mohammed a Scheich Ibrahim Mohammed Osman:
Glaube und Wissen. Aus der Rede anlässlich der Hauliya zu Ehren Scheich
Mohammed Osmans und Scheich Ibrahims a Scheich Mohammed Osman,
Khartum, April 2017*

Prolog

Sommer 1973: Im Wehen des Windes, oder: Was heißt Gott?

Während des Sommers herrscht in Madrid eine Hitze, die oft kaum zu ertragen ist. Wir hatten geplant, in die Berge zu fahren und schwimmen zu gehen. In der Sierra kannten wir einen abseits gelegenen Weiher mit einem lang gezogenen Sandstrand, der erholungsbedürftigen Städtern Sonne und Schatten bot. Aber auf der Gran Via hatte es einen Unfall gegeben. Statt miteinander zu baden, saßen wir nebeneinander im Kino, nicht weit vom Retiro, mitten im Herzen der Stadt. Sie zeigten »Fiddler on the Roof« – in englischer Sprache mit spanischen Untertiteln. Eben war der Geiger aufgetaucht. In Anatevka herrschte tiefe Nacht. Tevje hatte sich mit Lazar Wolf geeinigt und befand sich auf dem Weg nach Hause. Vermutlich kennen Sie die Szene. Der Milchmann ist nicht mehr ganz sicher auf den Beinen. Vor einem Bauernhof bleibt er stehen. Auf dem Giebel des Hauses erblickt er den Fiedler – einen Bekannten, wie sich herausstellt, mit dem er schon lange verkehrt. Offenbar hat der Geiger bereits erfahren, was Tevje mit Lazar ausgemacht hat – alles scheint er zu wissen –, darunter auch Dinge, die Tevje lieber verschweigt. Über sich selbst sagt er nichts. Sein Bild ist verschwommen, in der Erinnerung sehe ich nur verstreute Details – das Dunkel, das ihn umgibt, die Geige in seiner Hand, die eng anliegenden Hosen, eine seltsame Kopfbedeckung, die ich nicht einordnen kann. Was habe ich gesehen? Eine Jakobinermütze? In Rot? Sicher bin ich mir nicht. Manchmal meine ich eher, dass er einen Zylind-

der getragen hat. Wer ist dieser Mann? Was macht er da oben? Was will er von Tevje, der vor knapp einer Stunde seine Tochter verkuppelt hat? Was ich noch immer ganz klar vor mir sehe, sind seine Augen, deren Blick mich verwirrt. Wissende Augen. Sie richten sich auf die Kamera, blicken uns an und wissen offenbar mehr, als er sagt. Sie lachen über uns alle, aber sie sind uns auch zugetan. Sie schauen uns zu, sie scheinen auf etwas zu warten, nur, um was es sich handelt, wissen wir nicht.

Der Geiger ist kein Konzertsvirtuose, der in zwei Stunden mehr verdient als ein Milchmann in einem halben Jahr. Wer ihn nicht kennt, sieht in ihm nur den Gaukler, einen Vaganten, der von achtlos hingeworfenen Groschen lebt – einen Mann ohne Obdach, der auf den Dächern anderer Leute spielt. Aber er passt zu den Menschen im Dorf, den Häuslern und Bauern, deren Lage nicht eben rosig ist. Beide – Gaukler und Dörfler – fürchten die Polizei. Sie werden verfolgt und vertrieben – sie passen nicht in die Welt der Reichen und ihrer Gesetze, sie leben am Rand der Gesellschaft. Nicht alle mögen den Geiger, und der Geiger, so scheint es, kann das verstehen, aber man kennt sich, irgendwie sitzen alle im selben Boot.

Während die Handlung weiter voranschritt, hing ich meinen Gedanken nach. Ich kannte den Mann auf dem Dach. Die Erinnerung an meine Zeit im Orden war noch lebendig, Pullach lag erst zwei Jahre zurück. Ich hörte den Geiger und dachte an eine Vorlesung über das Alte Testament. Der Fiedler erinnerte mich an den Mizpad – den Stammesgeist der Hapiru, den namenlosen, gesichtslosen Gott, der die Menschen durchdrang und erfüllte, den Gott, den sie »Mitgeher« nannten, der sie beschützte und bei ihnen war. Die Hapiru oder Hebräer – ein Wort, das man näherungsweise mit »Lumpen« oder »Vagabunden« übersetzen könnte – lebten am Ende der Bronzezeit. Sie

hatten den Anschluss an die Entwicklung verpasst, waren Nomaden geblieben und zogen mit ihren Herden durch Länder, deren Bewohner sesshaft geworden waren. Natürlich suchten auch sie ein Zuhause – ein Thema, das sie bis heute begleitet. Manche kamen vom Großen Kanal und den anderen Baustellen Pharaos, Tanais, Pi Ramses oder den Minen, sie waren geflohen, um etwas Besseres als den Tod zu finden. Einige folgten ihren Propheten und fanden den Heiligen Berg – den Ort, an dem die Wüstenstämme ihre Kulte zelebrierten. Andere lebten im Hochland von Palästina, am Ufer des Jordan, oder noch weiter nördlich, am See und stromaufwärts, zu Füßen des Hebrongebirges (Kessler 2006, Thomson 2011).

Manchmal trat der Mizpad in Erscheinung. Dabei hatte er keine bestimmte Gestalt. Er stand als dorniger Busch am Rand einer Halde, wehte in Böen über die Dünen aus fein gemahlenem Sand, kam als Wanderer zu Besuch, saß als Bettler an einem Brunnen mitten im Dorf oder – spielte die Geige auf einem Dach. Man sah ihn nicht immer. Aber man spürte, dass er zugegen war. Er lebte im Herzen der Menschen, sprach in ihren Gedanken, weckte ihre Gefühle, wob ihre Träume und ließ ihre Wünsche entstehen. In kritischen Situationen stärkte er ihnen den Rücken. Manchmal trieb er sie an ihre Grenzen, und manchmal jagte er sie in die Flucht. Anfangs glaubten die Stämme, dass jeder von ihnen mit einem eigenen Mizpad gesegnet war. Aber dann schlossen sie sich zusammen und machten eine Entdeckung, die ein neues Kapitel in der Geschichte der Menschheit eröffnet hat. Die Kleinviehnomaden erkannten, dass ihr namenloser Begleiter immer derselbe war – ob in den Zelten Manasses oder den abgelegenen Wiesen Judas und Simeons. »Jahwe« nannten sie ihn – nach einem Wettergott im Hedschas –, denn er war so allgegenwärtig und so unberechenbar wie

das Wetter. »Ich bin, wer (immer) ich bin«, hatte Jahwe zu Moses gesagt. Ihr Leben hing von ihm ab. Aber sie konnten ihm nicht in die Karten sehen. Niemand wusste, wohin er sie führte und was er mit ihnen wollte. »Der Wind weht nach Süden, dann wendet er nach Norden. Er dreht sich, kehrt um und kommt wieder ...«, schreibt der Kohelet in der Zeit des Exils, rund sechshundert Jahre nach der Zeit der Nomaden ... und dann fügt er hinzu: »Unser Streben ist nichts als Haschen nach Wind« (vgl. Kohelet 1,6 – 7,1.12).

Mir geht es so wie den Juden der klassischen Zeit – ich weiß, dass Gott in vielerlei Gestalt erscheinen kann, aber ich scheue mich, ihn mit einer Gestalt zu identifizieren, sei es mit einem Fiedler oder mit dem Wind. Gott »ist, wer er ist« ... er umfasst alles und ist zugleich größer als alles, was überhaupt existiert. Wir können ihn nicht fassen, und doch ist er zugegen. Er spricht auch mit uns. Wenn wir über unseren Glauben sprechen, geht es um Gott, den Begleiter, dem wir alles verdanken, was zu unserem Leben gehört.

Dießen im März 2020
Klemens Peterhoff

Erster Teil: Stationen

Auf dem Weg zum Islam



Sommer 2017: Der lautlose Tanz

Neuerdings gehe ich wieder zur Kirche. Ich wohne rund hundert Meter vom Marienmünster entfernt, einem Bauwerk, das sicherlich zu den Höhepunkten der barocken Architektur gehört. Schon die Form der Fassade zeugt vom Geschmack der Erbauer, doch wenn man die Kirche betritt und das Gitter zum Innenbereich des Gebäudes durchquert, gelangt man in eine andere Welt. Licht durchflutet den Raum, die Wände erstrahlen in blankem Weiß, die Sonne funkelt auf Bögen und Flächen aus Silber und Gold, die Skulpturen im Chorraum verharren in einer Bewegung, die sie miteinander verbindet wie ein lautloser Tanz – wenn ich sie sehe, fällt mir die →Hadra ein, unser gemeinsames →Dhikr am Donnerstagabend. Bei aller Pracht herrscht in den Räumen eine Stille, die eigentlich kaum zu erwarten ist. Früher haben die Leute die Knie vor dem Tabernakel gebeugt. Heute besuchen Touristen das Münster, bewundern die Deckengemälde und teilen einander mit, was sie sehen. Dass in einigen Bänken andere, betende Menschen sitzen, stört sie offenbar nicht. Aber so laut sie auch sprechen, der Lärm macht nichts aus, die Stille umgibt mich wie eine Hülle, die mich beschirmt – die Schritte, die Stimmen, die lauten Gespräche, die grellen Kostüme – ich nehme kaum wahr, was um mich herum geschieht.

Es liegt an dieser Stille, dass ich öfter in die Kirche gehe. Natürlich wäre sie auch an anderen Orten zu finden. Da gibt es die Tempelruinen aus keltischer oder römischer Zeit, die →Zawiya in München, Moscheen wie die Prophetenmoschee in Medina und den →Maqam in Khartum. Der katholische Theologe Karl Rahner (1973) bezeichnet Gebete als Worte ins Schweigen. Offenbar herrscht dieses

Schweigen überall dort, wo gebetet wird. Man kann ihm auch im Wald begegnen, an einsamen Weihern oder an abgelegenen Stellen im Fils. Aber die Kirche ist leicht zu erreichen. Sie liegt nur rund hundert Meter von unserer Wohnung entfernt.

Zum Gottesdienst gehe ich nicht. Das passt nicht zu mir. Ich mache den Leuten nichts vor. Mitmachen könnte ich nicht, und zuschauen hätte für mich keinen Sinn. Ich suche die Stille, und im Münster bin ich allein – vor allem am Morgen oder am Nachmittag, wenn andere Menschen mit anderen Dingen beschäftigt sind. Dann verrichte ich hier mein →Awrad, die geistlichen Übungen, die für die Mitglieder unseres Ordens zum Tagesablauf gehören wie die Arbeit oder das tägliche Brot. Meist setze ich mich zu Maria, der Mutter Jesu, einer der größten Heiligen in der Welt des →Islam. Aber ich gehe nicht jeden Tag in die Kirche. Manchmal dauert es Wochen, in denen ich keine Gelegenheit finde, mich bei Jesus oder Maria sehen zu lassen. Ich bleibe zu Hause, gehe im Wald spazieren oder meditiere im Zug, auf dem Weg in die Arbeit. In die Kirche gehe ich am liebsten, wenn ich einen geschützten Rahmen brauche, in dem ich ungestört meditieren kann.

Was soll ich sagen? Meine Gewohnheiten hängen mit meiner Lebenssituation zusammen. Denn ich bin Moslem, gehöre zu einer Tariqa, verrichte meine Gebete und halte mich an die →Scharia, so gut ich kann. Aber ich stamme vom Rhein, lebe in Bayern und komme aus einem katholischen Elternhaus. Der christliche Glaube hat mich geprägt und begleitet, solange ich denken kann. Die Kirche ist mir von Kind an vertraut.

Ya Ahmed

Mein islamischer Name ist Ahmed Mohammed. Ich bin Erziehungswissenschaftler und befinde mich im Ruhestand. Nach meiner Schulzeit vor rund fünfzig Jahren bin ich in den Jesuitenorden eingetreten. Damals hätte ich mir nicht im Entferntesten vorstellen können, irgendwann einmal meine Religion zu wechseln und Moslem zu werden. Ich absolvierte das Noviziat, legte meine Gelübde ab und studierte in Pullach Philosophie. Natürlich wollte ich im Orden bleiben. Ich hatte die Absicht, nach meinem philosophischen Abschluss Theologie zu studieren und Priester zu werden. Wie die meisten Jesuiten hätte ich dann noch ein weiteres Fach belegt – das Fach, in dem ich tätig werden sollte. Bei meiner Bewerbung hatten wir über ein sozialwissenschaftliches Studium gesprochen, aber das stand noch nicht fest. Ich hatte Gehorsam gelobt. Man würde mich einsetzen, wo man mich brauchte. Obwohl ich diese Regelung bejahte, hoffte ich, später nach Südamerika gehen zu können, wo die Gesellschaft in den sozialen Krisengebieten tätig war. Dann passierte mir etwas, mit dem ich überhaupt nicht gerechnet hatte. In der Studentengemeinde lernte ich eine Kommilitonin kennen und verliebte mich in sie. Ich bat meine Oberen, mich zu entlassen, blieb in München, immatrikulierte mich an der Ludwig-Maximilians-Universität und studierte dort Pädagogik – aus meiner Sicht ein Fach mit einer hohen gesellschaftlichen Relevanz. Von der Erziehung hing nicht nur die Zukunft jedes einzelnen Menschen, sondern auch die Entwicklung der ganzen Gesellschaft ab.

Während der folgenden Jahre vergaß ich, was mir am Herzen lag – ein langsamer Vorgang, der mir kaum zu Bewusstsein kam. Anfangs ging ich noch zur Messe. Dann

schwänzte ich die Predigt. Später schlief ich mich am Sonntag aus. Statt in die Kirche zu gehen, las ich Autoren wie Sartre oder Camus. Dass ich mit linken Ideen sympathisierte, verstand sich von selbst. Bei meinen Freunden galt ich als ein moderater Atheist. Das traf auch irgendwie zu. Der Glaube spielte für mich keine Rolle mehr. Erst zehn Jahre später genügte ein kurzer (sekundenschneller) Moment, den Schleier zu lüften und meine Haltung von Grund auf zu ändern. Gemeinsam mit meiner Familie – meiner Frau und unserem Sohn – hatte ich Urlaub an der katalonischen Küste gemacht. Auf dem Weg nach München besuchten wir den Montserrat. Dort sah ich die Schwarze Madonna, eine romanische Statue aus dem neunten Jahrhundert. Der Anblick ihrer goldenen Gewänder erregte meinen Zorn. In ganz Spanien herrschte bittere Not, aber die Kirche protzte in Silber und Gold. Während der Reise war ich auf prachtvolle Gotteshäuser und halb zerfallene Dörfer gestoßen, deren Straßen regelrecht in Trümmern lagen. Gott und die Kirche, musste ich denken, ließen ihre Gemeinde schmäzlich im Stich. Aber noch während ich diesem Gedanken nachhing, spürte ich plötzlich, wie im Inneren meines Herzens etwas zerbrach. Ich erkannte, dass ich mir etwas vorgemacht hatte. Im Lauf der vergangenen Jahre, während des Studiums und meiner Arbeit im Jugendzentrum, hatte ich mir in der Rolle des Atheisten gefallen. Doch hier, in der Kirche, beim Anblick Marias, kam mir mit einem Mal zu Bewusstsein, dass ich noch immer mit Gott in Verbindung stand. Fast täglich warf ich ihm vor, seine Schöpfung in eine Hölle verwandelt zu haben, in der vor allem die ärmeren Menschen elend zugrunde gingen. Doch dass ich ihn ständig beschimpfte, hieß auch, dass ich permanent an ihn dachte.

Sommer 1979: Der Mantel Marias

Heute würde ich mein Erlebnis als Schlüsselerlebnis bezeichnen. Damals habe ich seine Bedeutung nicht einschätzen können. Anfangs war ich schockiert. Später versuchte ich nachzudenken. Was war das? Eine Berührung? Eine Vision? Ein kurzer Moment der Erkenntnis, den die Gestaltpsychologen als Gestalt- oder Ganzheitserlebnis bezeichnen?

Inzwischen kann ich verstehen, was damals geschehen ist. Die kurze Begegnung vor dem Bild der Madonna hat eine Wahrheit zum Vorschein gebracht, die schon lange in meinem Unbewussten gespeichert war. Doch wie so oft bei diesen Dingen – sie zu erklären fällt mir nicht leicht. Der jüdische Philosoph Martin Buber (1995) hat sich ausführlich mit Vorgängen dieser Art auseinandergesetzt. Der gebürtige Österreicher gilt als ein Pionier der Erlebnispädagogik (Michl 2015), einer reformpädagogischen Strömung, die während der 1920er-Jahre vor allem im deutschen Sprachraum verbreitet war. Buber hat ihre psychologischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen ausformuliert.

Man kann die Wirklichkeit »er-fahren« und »er-leben«. Erfahrungen sind zielgerichtet. Ihr Fokus liegt auf den Dingen, die uns von Nutzen sind. Wir halten fest, was uns auffällt, »zerlegen« es in seine Eigenschaften und verwenden dabei die Begriffe, die wir kennen. Auf diese Weise wird jedes Erlebnis zu einem Bestandteil unserer allseits bekannten und miteinander geteilten Welt. Erfahrungen kann man »machen«. »Gemachte« Erfahrungen lassen sich ändern, indem man einzelne Komponenten anders interpretiert. Man kann sie auch vollständig rückgängig machen, indem man ihre Bestandteile vollkommen neu definiert.

Meine Begegnung ist keine Erfahrung, die sich beliebig umdeuten lässt. Ich betrachte sie als Erlebnis, das mein Leben verändert hat. Zwischen Erfahrungen und Erlebnissen besteht ein deutlicher Unterschied. Erlebnisse begegnen uns oft unerwartet – wie das Lächeln der Kommilitonin in der Studentengemeinde vor langer Zeit – oder der Anblick der halbverfallenen Dörfer auf der Reise zum Montserrat –, plötzlich, von einem Moment zum anderen, treten sie auf – wir können sie nicht planen oder kontrollieren. Jedes Erlebnis ist ein elementares Ereignis, das alle Bereiche unseres Daseins umfasst – unseren Körper und unseren Geist, unser Denken und unser Gefühl. Man kann ein Erlebnis verdrängen oder vergessen – aber ändern kann man es nicht. Vielmehr bringen Erlebnisse alte, vergessene oder verdrängte, aber auch neue, noch unbekannte Facetten unserer Realität ans Licht. Etwas von dieser Art ist mir auch auf dem Montserrat »widerfahren«. Es ging mir so wie dem Trommler im Märchen der Brüder Grimm (Drewermann 1992). Ich fing an, mich zu erinnern. Und eines war bereits klar: Ich würde nicht mehr weitermachen können wie bisher.

Ich und Du

Es erweitert unser Verständnis für den Glauben und seine Quellen, wenn wir genauer betrachten, wie Martin Buber Erkenntnisprozesse deutet und analysiert. Wir verdanken ihm eine Entdeckung, die die Sozialwissenschaften revolutioniert. Der psychologisch gebildete Soziologe betrachtet die Erkenntnistätigkeit des Menschen als »dialogisches« Geschehen, das heißt als einen Vorgang, an dem zwei verschiedene Seiten beteiligt sind – ein »Ich« und ein »Du« (Buber 2006). Mein »Ich« ist der

Mittelpunkt meiner Realität. Was ich als wirklich erlebe – Maria, den Schmuck, den sie trägt, die Kirche mit ihren Gewölben, den Berg und das Hochland, das ihn umgibt –, ist so nur vorhanden, weil ich es so sehe. Wenn ich sterbe, erlischt mein irdisches Ich, und mit ihm vergeht dann auch meine Welt. Doch unser Ich ist nur schwer zu erfassen. Wir merken erst, dass wir da sind, wenn wir auf andere stoßen, die von uns verschieden sind. Auch diese, die anderen, sind ein Bestandteil unserer Welt. Der romantische Philosoph Johann G. Fichte, ein gebürtiger Ostpreuße und ein großer Verehrer Immanuel Kants, Professor in Jena und später Rektor der neu gegründeten Friedrich-Wilhelms-Universität (heute der Humboldt-Universität) in Berlin – hat sie dem »Nicht-Ich« zugeordnet, einem Begriff, der alles bezeichnet, was sich von mir als dem »Ich« unterscheidet (Fichte 1997). Nach Buber setzt sich das Nicht-Ich aus zwei verschiedenen Seiten zusammen, die vom Blickwinkel des Betrachters abhängig sind – dem lebendigen »Du« und dem gegenständlichen »Es«. Die Welt des Es besteht aus »Gegenständen«, das heißt aus »Sachen« oder »Sachverhalten«, die uns schaden oder nützen können. Mit ihnen gehen wir um. Das Du hingegen ist aktiv. Wenn wir die Welt als Du betrachten, wird sie zu einem »Gegenüber«, mit dem wir im Austausch stehen. Das Du verhält sich nicht immer, wie wir es von ihm erwarten. Es folgt seiner eigenen Logik, überrascht uns mit Dingen, an die wir nicht denken, und bringt dabei Fragen zum Vorschein, die wir beantworten müssen, weil unser Leben von ihnen abhängig ist. Das Du ist der Spiegel, in dem wir uns selber sehen. Es reflektiert unser inneres Sein – Wünsche, Gedanken oder Gefühle –, eine komplexe Gesamtheit, die in vielfacher Hinsicht mit dem äußeren Sein in Verbindung steht. Bei mir ist ein Schleier gefallen.

Plötzlich konnte ich sehen, was er verborgen hatte. Ich fragte mich, warum ich Gott bekämpfte, und was mich immer noch mit ihm verband. Mich in der Rolle seines Verfolgers zu sehen bestürzte mich. Was uns das Du offenbart, ist oft schwer zu verkraften. Um in den Spiegel zu schauen, müssen wir tapfer sein.

Das Ich und das Du, so können wir formulieren, setzen einander voraus. Das Ich und das Nicht-Ich, schreibt Fichte, konstituieren sich wechselseitig. Buber bezeichnet die Menschen als »*dialogische*« Wesen, deren Denken, Fühlen und Wollen als kommunikativer Vorgang anzusehen sind. Zu kommunizieren bedeutet, sich auszutauschen. Wenn wir etwas erleben, kommunizieren wir mit einem Gegenüber, das uns etwas zu zeigen oder zu sagen hat. Nach Buber kann dieses Gegenüber aus verschiedenen Partnern bestehen – unbelebten und belebten Dingen, Pflanzen, Tieren und Menschen, anderen oder uns selbst. Sie alle bilden unsere Welt – ein lebendiges Ganzes, mit dem wir im Austausch stehen.

Ich halte diese Entdeckung für eine fundamentale Erkenntnis, die unser Denken verändert hat. Der Austausch des Ich mit dem Du findet ständig statt. Er ist so real wie der Umgang des Ich mit dem Es – wir senden und empfangen, ob wir wollen oder nicht. Man kann nicht nicht kommunizieren, schreibt der österreichische Psychologe Paul Watzlawick (Watzlawick/ Beavin/ Jackson 2017). Selbst wenn wir allein sind, kommunizieren wir. Wir betrachten, was wir erleben, und denken darüber nach. Wir überlegen, was sich ereignet und was uns dabei geschieht. Aber solange wir denken, kommunizieren wir mit uns selbst. Wir werden zu unserem eigenen Du. Jedes noch so kleine Erlebnis – und sei es nur ein Gedanke – ist eine Begegnung, und jede noch so kurze Begegnung enthält eine Botschaft, die sich entschlüsseln lässt.

Das große Du

Man kann vielleicht sagen, dass Buber zu den letzten Vertretern der Deutschen Romantik gehört. Wie Fichte, Hegel und Schelling ist ihm bewusst, dass die menschliche Realität nicht aus simplen, erkenntnisunabhängigen Fakten, sondern aus komplexen Beziehungen und Zusammenhängen besteht, verzweigten Strukturen, die man mit dem Philosophen und Sprachwissenschaftler Johannes Heinrichs (2014) als Subjekt-Objekt-Beziehungen ansehen kann. In allem, was wir als wirklich erkennen, zeigt sich unsere persönliche und menschliche Natur – mit allem, was wir haben oder sind. Aber natürlich stellt sich die Frage, woher wir kommen und wer hinter uns steht. Wie die frühen Vertreter der romantischen Schule behält auch Buber das Ganze im Blick. Alle Erlebnisse hängen zusammen. Ob Stein oder Pflanze, Tier oder Mensch – in jeder Begegnung erscheint uns dieselbe Realität, ein Wesen, das alles durchdringt und umfasst. Hegel bezeichnet es als den »Geist«, Schelling und Marx – unter unterschiedlichen Vorzeichen – als die »Natur«, und Jung, der Begründer der Tiefenpsychologie, als unser »kollektives Unbewusstes«. Buber, ein gläubiger Jude, nennt es das »ewige Du«, das heißt, er sieht es als *die eine, alles umfassende, aber auch übergreifende Realität* – das eine große Gegenüber, das an jeder Interaktion beteiligt ist. Buber verzichtet darauf, diese Entität zu benennen. Ich nenne sie Gott.

Soweit der jüdische Philosoph. Wenn Buber recht hat, bin ich Gott begegnet – ganz sicher nicht zum ersten Mal, aber doch so, dass ich ihn hören musste.

Herbst 1979: Am Fluss

Diese relativ kurze Begegnung – das Schlüsselerlebnis vor dem Gnadenbild der Madonna – löste in mir eine tiefe, lang anhaltende Krise aus. Anfangs hielt ich meine Gefühle für überspannte Phantastereien – Grübeleien eines skrupulösen Menschen, der Gefahr lief, an sich selbst zu scheitern. Aber allmählich musste ich anerkennen, dass sie mit anderen Dingen zusammenhingen, die sich nicht so leicht abtun ließen. Ich ging an die Isar, saß lange am Ufer, suchte mir flache Kiesel und ließ sie über das Wasser springen. Während ich zusah, dachte ich an die Spaziergänge mit meinem Vater zurück, Gänge ins Freie, die zu den festen Bestandteilen meiner Kindheit gehörten. Wir streiften an der Rur entlang. Der Fluss, berühmt für sein weiches Wasser, kam aus der Eifel, durchquerte die Jülicher Börde, kreuzte die niederländische Grenze und mündete in die Maas. Wir wohnten in Altenburg – »*de Burch*«, wie wir sagten –, einem abgelegenen Ort mit rund fünfzig Häusern, die unter mächtigen Bäumen auf der östlichen Seite des Flusses lagen. Die Eifel befand sich im Süden unseres Dorfes, etwa dreißig Kilometer entfernt. Unsere Lehrerin hatte erzählt, dass sie früher so hoch wie die Alpen gewesen sei. Die Alpen kannte ich nur von Fotografien, aber die Eifel konnte ich sehen. Im Lauf von Jahrmillionen hatten der Wind und das Wetter das Ihre getan. Die Gipfel und Grate – wenn es sie einmal gegeben hatte – waren zu niedrigen Buckeln und Rücken verflacht; man spürte ihr Alter, wenn man die sanfte Form ihrer Höhen mit der schroffen Gestalt hoher Berge verglich. Im Südwesten unseres Dorfes ragten waldige Hügel über den Horizont – der Hürtgenwald –, eine dunkle, verrufene Gegend, in der kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs eine blutige Schlacht zwischen Amerikanern und Deutschen

gewütet hatte. Wenn man die ausgetretenen Wege verließ, war Vorsicht geboten. Wohin man auch sah, erblickte man Bombentrichter, verrostetes Gestein und verbranntes Holz. Zwischen den toten Stämmen wuchs etwas nach, aber man musste stets damit rechnen, dass man auf Minen und Blindgänger stieß. Die Rur erreichte am Nordrand des Waldes das flache Land. Wolkengebirge türmten sich auf. Weiden standen am Wasser, Wiesen umgaben den Fluss. Unsere Gegend hatte einmal den Grund eines Urstromtales gebildet, dessen Konturen gerade noch zu erkennen waren. Im Westen, jenseits des Flusses, ragte die Altdorfer Höhe empor. Auf ihrer Kuppe erhob sich ein größeres Dorf, im Zentrum die Kirche mit einem mächtigen Turm, im Norden ein Weiher in einem Eichenhain. Das Dorf und die Höhe sind später dem Braunkohletagebau zum Opfer gefallen, der Weiher ist fort, und die Rur hat man reguliert.

In meiner Kindheit konnte sich der Fluss noch frei entfalten. Er durchquerte in zahllosen Armen, Tümpeln und Läufen ein breit gefächertes Bett von gut drei Kilometern Länge und einer Breite von etwa fünfhundert Metern. Zwischen den Armen des Flusses türmten sich Kiesbänke auf. Manche verschwanden im Lauf eines Jahres, auf anderen, älteren, wuchsen niedrige Kräuter wie Sedum und Thymian. Wir hatten die Nebenarme durchquert und standen am mittleren Lauf der Rur. Mein Vater suchte nach Steinen, ging leicht in die Hocke und ließ sie über das Wasser springen. »*Wie mäts de dat?*«, wollte ich wissen. Er zeigte mir flache, gerundete Steine und machte mir vor, wie er warf. Das war an einem Sonntag, irgendwann im Herbst. Es hatte geregnet, das Gras war noch nass, aber es würde bald trocknen, die Sonne setzte sich durch. Goldene Strahlen durchdrangen die Wolken, standen über den Wiesen und glänzten über dem Fluss. »*De*

Sunn steht op Stippe«, sagte mein Vater, »*t wüdd besser*.« Ich blickte nach oben. Der Himmel sah aus wie ein hohes Gewölbe oder vielleicht auch ein riesiger Schirm. Die Wolken ruhten auf Säulen und Fächern aus Schatten und Licht, einem mobilen Gerüst, das langsam über die Ebene zog. Unter den Strahlen wirkten die Rur und die Wiesen, der Kirchturm drüben in Altdorf und die Häuser bei uns in der »*Burg*« winzig klein. Wir selber standen wie Punkte am Ufer, schutzlos unter dem Himmel mit seiner Glut. Aber das machte mir nichts. Bei meinem Vater fühlte ich mich sicher. Ich versuchte, zu werfen wie er. Nach mehreren Fehlversuchen gelang es mir, einen Kiesel zweimal über das Wasser hüpfen lassen. Wie alt mag ich damals gewesen sein? Sechs, sieben Jahre vielleicht?

Meinen Vater hatte ich lange nicht mehr besucht. Altenburg war ein Bestandteil meiner Vergangenheit, ein versunkener Garten, der sich im Lauf der Jahre verändert hatte. »*Gleich mit jedem Regengusse / ändert sich dein holdes Tal*«, hatte Goethe geschrieben. »*Ach, und in demselben Flusse / schwimmst du nicht zum zweiten Mal*.« Ich saß an der Isar und dachte zurück. Die alten Erinnerungen bewegten mich. Mein Vater hatte mir viel beigebracht. Aber das war schon sehr lange her. Ich empfand eine vage Sehnsucht, die sich weder benennen noch einordnen ließ. Klar war nur eines. Ich hatte seine Welt verlassen, und er war immer noch in ihr zu Hause. Die Schwarze Madonna, der goldene Mantel, der Berg und die Kirche verfolgten mich weiter, manchmal bis in den Schlaf. Hatte ich einen Fehler gemacht? Hätte ich bleiben sollen? Müßige Fragen, wenn sich nichts ändern ließ. Bisher waren mir solche Erlebnisse nur in Romanen begegnet. Jetzt wusste ich, wie sie wirkten. Mein Stein erreichte das andere Ufer. Ich hatte den Wurf nicht verlernt.

Ich spürte, dass ich etwas unternehmen musste. Also begann ich zu lesen und suchte Gespräche mit Menschen, denen der Glaube nicht völlig abhandengekommen war – eine Freundin mit jüdischen Wurzeln, die beim Jugendring tätig war, eine Pastorin aus Preßburg (dem heutigen Bratislava), die sich selber eine fromme Atheistin nannte, und gläubige Christen, die sich nicht scheuten, ihren Glauben in Frage zu stellen. Etwas wurde mir bald klar: Was ich Gott vorwarf, ließ sich nicht aufrechterhalten, es waren die Menschen, die andere Menschen ins Elend stürzten. Gott stand auf der Seite ihrer Opfer. Er kam zu uns auf die Erde. Er lebte in unserer Mitte. Die Wunden, die wir uns zufügten, trafen auch ihn. Wir lachten ihn aus. Wir ließen ihn leiden. Wir schlugen ihn ans Kreuz. Wir brachten ihn um und wälzten den größten Stein vor sein Grab. Aber er lebte, rollte den Stein beiseite und stand von den Toten auf. Wo einzelne Menschen in seinem Namen zusammenkamen, war er mit ihnen zusammen – wo man ihn anrief, hörte er zu, wo man ihn brauchte, war er zugegen – wie der Mizpad der Hapiru – Traum und Gedanke, Fiedler, Tänzer und Unruhegeist, Säule aus Wolken, ewige Flamme, brennender Busch. Unablässig, Tag für Tag. Und immer im Präsens, jetzt und hier, wie in den Visionen Ignatius von Loyolas. Gott war da. Überall. Er rief uns ins Leben. Er lachte mit uns. Er stieg hinauf in den Himmel, auf seinen Thron, er kam herab auf die Erde und hob uns empor – Dinge, die ständig mit uns und um uns herum geschahen, immer und überall, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ich wollte ihm folgen, aber ich wusste nicht, wie. Manchmal wollte ich in den Orden zurück. Doch mein Leben hatte sich geändert. Kurze Zeit später stieß ich auf die →Tariqa Burhaniya, den Orden, in dem ich geblieben bin.

Sommer 1974: Ein Fehlschlag

Der Weg zur Tariqa enthält einen Abschnitt, der mir heute sehr peinlich ist. Denn er scheint zu entwerten, was ich auf diesem Weg erlebt und erfahren habe. Ich würde ihn nur allzu gern vergessen. Aber das geht nicht, weil er in meiner Geschichte eine sehr wichtige Rolle spielt. Wir müssen über ihn sprechen, ich kann ihn nicht übergehen. Bevor ich die Tariqa kennen lernte, hatte ich ein Alkoholproblem – ich trank, vor allem in schwierigen Situationen, mit denen ich überfordert war. Bisher hatte ich Glück, ich stand erst am Anfang meiner Erkrankung. Ende der Siebzigerjahre – nach dem Besuch auf dem Montserat – nahm sie gefährliche Ausmaße an. Ich brauchte den Alkohol.

Die Geschichte hat eine Vorgeschichte. Während meiner Schulzeit bin ich auf eine Katastrophe gestoßen, die mich verändert hat. Eigentlich wissen wir alle von ihr – obwohl wir nur selten über sie sprechen. Es handelt sich um kein singuläres Ereignis wie ein Erdbeben oder ein Wirbelsturm, sondern um einen Missstand, der schon lange besteht – mehr noch, um einen Missstand, an dem wir alle auf unterschiedliche Weise beteiligt sind. Ihn zu entdecken hat mein Leben verändert. Ich wusste, dass ich etwas unternehmen musste. Deshalb begab ich mich in den Orden, und deshalb blieb mir drei Jahre später nichts anderes übrig, als ein Fach zu belegen, das mir nützlich erschien.

Was ist damals geschehen? Ich stamme, wie bereits angesprochen, aus einem religiösen Elternhaus. Entsprechend bin ich aufgewachsen. Ich las in der Bibel, ging in die Kirche, nahm sonntags am Gottesdienst teil, schloss mich den Pfadfindern an, zog mich zu Hause öfter zurück, saß manchmal unter den Pappeln am Ende unseres Gar-

tens, lauschte dem Rauschen der Bäume und betete dort – meistens den Rosenkranz. Normal war das nicht – bei anderen Jungen in meinem Alter standen die religiösen Fragen nicht eben hoch im Kurs. Wir dachten an andere, eher sündhafte Dinge, beäugten die Mädchen und entdeckten unsere Sexualität.

In der Schule reagierte man entsprechend. Die Lehrer zogen die Schrauben an. Wir mussten Hausaufgaben machen. Während wir lernten, veränderte sich unser Bild von der Welt. Ob Physik oder Biologie, ob Literatur oder Philosophie – was sie uns lehrten, stimmte mit unserem Glauben nicht überein. Das galt auch für mich. Mein bisheriges Weltbild ließ sich nicht aufrechterhalten, die Fakten sprachen für sich. Um den Widersprüchen zu begegnen, las ich, was ich finden konnte. Im Gegensatz zu meinen Klassenkameraden war ich politisch interessiert. Ich stammte von unten, entdeckte Charles Dickens, studierte Karl Marx und sympathisierte mit linken Ideen. Doch meine religiöse Haltung blieb weiter bestehen. Ich hatte Autoren gefunden, die mir den nötigen Rückhalt boten, unter ihnen Brentano, Hoffmann und Stifter, Dos- tojewski, Ljesskow und Tolstoj, aber auch Wissenschaftler wie Sigmund Freud und Ludwig von Bertalanfy, Teilhard de Chardin und Ernst Bloch.

Was die Frauen anbelangte, erging es mir so wie den anderen Jungen in unserer Klasse. Ich freundete mich mit der Tochter meiner Gitarrenlehrerin an. Meist trafen wir uns an der Bushaltestelle und manchmal auch anderswo in der Stadt. Wir stiegen auf die Zitadelle – damals nur eine große Ruine unter Bäumen und dichtem Gestrüpp, wir erkundeten den Wassergraben und drangen in die Kasematten ein. Allerdings machten wir diese Spaziergänge nicht allein. Meist brachte meine Freundin eine zweite Freundin mit, und auch mir war es lieber, wenn

ich jemanden mitnehmen konnte. Oft gingen wir in die Schlossruine, entfachten ein Lagerfeuer und diskutierten über Gott und die Welt.

Das Ende unserer Schulzeit kam auf uns zu. Meine Freundin hatte einen neuen Freund gefunden. Das schmerzte, aber dann türmten sich andere Fragen in meinem Inneren auf. Ich überlegte, wie es weitergehen sollte. Wir mussten einen Lebenslauf verfassen und ein Bewerbungsschreiben entwerfen. Ich bat einen Lehrer um Rat. Der Lehrer hatte Geschichte studiert. Ich mochte das Fach und wäre nur allzu gern seinem Beispiel gefolgt. Aber ich fand diese Wahl sehr riskant. Zu Hause waren wir nicht reich. Deshalb brauchte ich eine Arbeit, mit der ich nicht nur mich selber, sondern auch eine Familie durchbringen konnte. Lehrer wollte ich nicht werden. Die historische Forschung, neue wie alte Geschichte, erschien mir bei aller Bedeutung wie eine brotlose Kunst. Ich suchte etwas Solides, eine Alternative, die tragfähig war. Mein Lehrer fragte nach meinen Interessen und überflog mein Zeugnis vom letzten Jahr. Ich könne ja, meinte er, ein sozialwissenschaftliches Fach studieren, Soziologie zum Beispiel, oder vielleicht Politik – möglicherweise mit Publizistik im Nebenfach. Immerhin könne ich schreiben, und meine politische Haltung spreche für sich. Das waren Ideen, die ich als Ansporn empfand. Ich fing an, den »*Spiegel*« und die »*Zeit*« zu lesen, verfasste Artikel für unsere Schülerzeitung und sah mich schon als zweiten Scholl-Latour.

Doch dann entdeckte ich die Dinge, die mich bis ins Mark schockierten und meinen Karrieretraum mit einem Schlag zunichtemachten. Was war geschehen? Als Mitglied der Schülervertretung nahm ich an einer Tagung in Honnef teil. Es ging um die alten und neuen Beziehungen zwischen den Industrienationen des Westens und den Ländern der Dritten Welt. Die Moderatoren vertraten die Ansicht, dass

die kolonialen Strukturen des letzten Jahrhunderts weltweit bestehen geblieben waren. Sicher – die früheren Kolonien regierten sich selbst. Das kostete alle Beteiligten weniger Geld. Aber die wirtschaftlichen Beziehungen waren erhalten geblieben. Die »Entwicklungsländer« exportierten wertvolle Rohstoffe wie Mineralien oder Öl – Dinge, die den Industrienationen fehlten. Diese produzierten Güter, die sie in der Dritten Welt verkauften. Die reichen Länder beherrschten den Markt – während sie die Rohstoffpreise drückten, verlangten sie für ihre Waren sehr viel Geld. Die armen Länder konnten ihnen nichts entgegensetzen. Die Folgen waren verheerend. Man zeigte uns Dokumentarfilme aus Brasilien, die mir den Atem raubten – das Elend in den Favelas, Hütten aus alten Brettern, Pappe und Blech, verschlammte, schmutzige Straßen, Bäche, die sich mit Kloaken mischten und zu Gossen wurden, Kinder in lehmverkrusteten Lumpen, hungernde Menschen, die abgelegene Welt des Sertão, verkommene Dörfer, verdorrtes oder verstepptes Land. Auch in den ärmeren Ländern gab es eine vermögende Oberschicht. Mit dem Elend der Massen hatte sie offenbar nichts zu tun. Wir sahen Stacheldrahtzäune, die ihre Siedlungen schützten, prachtvolle Häuser, blühende Gärten, Leute in gepflegter Kleidung, Intellektuelle, die die Zustände beklagten, Politiker, die Reden hielten, und Reiche, die im Luxus lebten. Wir sprachen über die multilateralen Geflechte, die großen Konzerne, die internationalen Märkte, die Börsenkurse und die Spekulanten, die dort Geld verdienten – aber ich will nicht ins Einzelne gehen.

Die Tagung endete am Sonntagmittag. Auf dem Heimweg wurde mir klar, dass ich nicht in der Lage war, Karriere zu machen und Geld zu verdienen, während andere Menschen zugrunde gingen – Kinder Gottes wie ich selbst, Verwandte – Schwestern und Brüder, die niemand

zur Kenntnis nahm – Menschen, die sich ihrer Lage nicht entziehen konnten. Sie konnten nicht lesen und schreiben, mussten ganz andere Dinge lernen und wussten nur vage, wie ihr Elend zustande kam. Etwas musste geschehen. Ich wollte in die Dritte Welt, vorzugsweise nach Südamerika. Im Frühjahr 1967 schickte ich eine Bewerbung an die Gesellschaft Jesu und erhielt meine Chance, etwas zu tun. Aber – auch das war mir klar – »*Jedould es e Stök va' Jould*«, wie man bei uns in Jülich sagt. Ich würde eine Menge lernen müssen.

Drei Jahre später war alles vorbei. Ich verließ den Orden, um in München zu studieren. Aber mein Plan blieb bestehen. Ich wollte nach Südamerika. Anfangs verliefen die Dinge durchaus in meinem Sinn. Sicher – mein Leben war nicht bequem, ich musste studieren und arbeiten gehen, aber das machte mir nichts. Ich lebte so, wie ich wollte, und kam auf meine (damals noch relativ einfache) Art gut voran. Schon im ersten Semester hatte ich Freunde gefunden, mit denen ich mich verstand. Ich überwand meine Hemmungen, verkehrte mit Frauen, verliebte mich in eine Kommilitonin und lebte zeitweilig mit ihr zusammen. Der Alkohol spielte noch keine Rolle. Ob Essen oder ob Trinken, ich lebte diszipliniert. Oft saß ich im *Ciro*, einem Kaffeehaus in der Pacellistraße, nippte an einem Kaffee und las dabei Kafka und Nietzsche, Freud oder Jung. Gelegentlich trank ich ein Bier – am liebsten ein Dunkles, ein Bier, das heute nicht mehr in Mode ist. Die Kneipen in Schwabing gefielen mir nicht – sie rochen nicht gut, die Musik war zu laut – man stand an der Theke und konnte sein eigenes Wort nicht verstehen. Aber gelegentlich brauchte ich diese Lokale. Mein Leben jagte mir manchmal einen heftigen Schrecken ein. Was machte ich nur? Was brachte mich auf den Gedanken, dass am Ende alles gut gehen würde? Ich musste andere sehen. Dann

fuhr ich zur Münchener Freiheit, trieb mich in Schwabing herum, suchte mir eine Kneipe und schaute den anderen zu. Der Lärm und die Lieder störten mich nicht. Vielleicht verdeckten die laute Musik und der hämmernde Rhythmus das Schweigen zwischen den Gästen, die einander nicht kannten und im Grunde genommen nicht wussten, was sie miteinander anfangen sollten. Ob Cat Stevens, Simon und Garfunkel oder Joan Baez, man musste mit niemandem reden, wenn man nicht wollte, man hörte nur zu. »*There is a time ...*«, sangen die Mamas und Papas, und die Leute stritten über das letzte Fußballspiel. Und irgendwann ging man nach Hause, angeheitert oder auch nicht, alleine oder zu zweit.

Im Sommer 1971 verhalf mir der Lehrstuhl zu einem Stipendium bei der Studienstiftung. Weil ich nach Südamerika wollte, lernte ich Spanisch und ging für ein halbes Jahr nach Madrid. Mein Plan nahm allmählich konkretere Formen an. Als Stipendiat der Studienstiftung konnte ich auch in anderen Ländern wie den Vereinigten Staaten, Spanien oder Peru studieren, um Forschungen zu betreiben und meinen Horizont zu erweitern. Dass ich promovieren wollte, war mir klar. Nach meiner Rückkehr aus Spanien hörte ich von einem groß angelegten Projekt in Mittelamerika. Dort hatten die Jesuiten eine Radioschule gegründet – das Instituto Centroamericano de Extensión de la Cultura, kurz ICECU – mit Programmen wie »*Oigamos la Respuesta*«, einer Reihe, die noch immer für Zündstoff sorgt. Der Sender verfolgte eine sehr einfache, aber auch revolutionäre Idee. Er beantwortete die Fragen, die die Hörer stellten, darunter auch kritische Fragen, ob es den Machthabern auf dem Isthmus gefiel oder nicht. Die Leute bildeten Gruppen, besorgten sich einen Empfänger, tauschten sich aus und überlegten gemeinsam, welche Fragen sie stellen sollten. Doch nicht alle waren zu errei-